

Kulturelle Nachhaltigkeit und Kulturelle Ökonomik

Thomas Beschorner

((1)) Peter Heintel und Larissa Krainer plädieren in ihrem Beitrag „Geschichtlich-kulturelle Nachhaltigkeit“ dafür, den Nachhaltigkeitsbegriff von seinem moralischen Gehalt zu befreien und ihn stattdessen als Kulturbegriff zu konzeptualisieren. Ich stimme weiten Teilen der hochinteressanten Untersuchung zu, will im Folgenden aber, *erstens*, argumentieren, dass eine moralische Entleerung des Nachhaltigkeitsbegriffes zum einen nicht zielführend ist, und sich zum anderen ein normativer Nachhaltigkeitsbegriff durchaus mit einer kulturwissenschaftlichen – vielleicht besser normativ gerichteten –, „kulturalistischen“ Analyse vereinbar ist. *Zweitens* wende ich mich gegen ein bei Heintel/ Krainer implizit vorhandenes Zwei-Welten-Konzept von Ökonomie auf der einen und Gesellschaft auf der anderen Seite. Ein konsequenter kulturwissenschaftlicher Zugang hat auch die Kulturalität des Ökonomischen zu untersuchen.

((2)) Die Autoren weisen in ihrem Beitrag auf den „semantischen Verschleiß“ des Nachhaltigkeitsbegriffes hin ((1)) und kritisieren in diesem Zusammenhang u.a. das sogenannten Drei-Säulen-Modell, bei dem eine soziale, eine ökologische und eine ökonomische Nachhaltigkeit unterschieden wird und eine Balance zwischen diesen drei Säulen gefunden werden soll ((3)). Aus meiner Sicht ist es an dieser Stelle wichtig, zwischen der Verwendung des Nachhaltigkeitsbegriffs im praktisch-gesellschaftlichen (auch politischen) Bereich einerseits und Nachhaltigkeit als normativen Begriff zu unterscheiden.

((3)) In der Gesellschaft hat sich der Nachhaltigkeitsbegriff zum „Konsensbegriff“ entwickelt: Nachhaltigkeit finden inzwischen Parteien verschiedener Couleur gut und der Begriff zählt zum festen Vokabular von so unterschiedlichen Akteuren wie Unternehmen und Unternehmensverbänden, Gewerkschaften, Medien, Nichtregierungsorganisationen, Städten und Gemeinden, letztlich wir als Konsument und/oder Bürger. Wir haben es dabei natürlich nicht mit einem echten Konsens zu tun, sondern mit der Verwendung ein und desselben Begriffs in denkbar unterschiedlichen Zusammenhängen und für denkbar unterschiedliche Interessen und Leitideen, z.B. der Gewinnmaximierung, dem Klima- und Naturschutz oder der sozialen Chancengleichheit. Dies ist problematisch, als Phänomen jedoch zugleich wenigstens in zweifacher Hinsicht interessant: Der Nachhaltigkeitsbegriff als gesellschaftspolitischer Begriff ist noch recht jung an Jahren (Brundtland (1987) oder Rio (1992) zugrundelegend, gerademal rund zwei Jahrzehnte). Es wäre (i) kulturhistorisch interessant, seine „Karriere“ mit der Entwicklung anderer normativer Leitbilder vergangener Tage empirisch-vergleichend zu untersuchen und zu bewerten. Dabei wäre (ii) zu fragen, ob die semantische Entleerung des Nachhaltigkeitsbegriffs im Sinne seiner verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten eine historische Besonderheit darstellt oder ob dies ein Phänomen ist, das wir auch bei anderen Entwicklungen beobachten konnten oder noch können. Wie wäre dieses oder jenes zu erklären? Was wären auf dieser Grundlage konkrete Handlungsvorschläge gegen die Entleerung des normativ gefassten Nachhaltigkeitsbegriffs.

((4)) Mein Plädoyer an dieser Stelle lautet, sich über diese und weitere Fragen Gewissheit zu verschaffen, den Nachhaltigkeitsbegriff auch in seiner gesellschaftlichen Funktion zu analysieren und dabei besonders *auch* Nachhaltigkeit als einen (sich entwickelnden) Prozess zu verstehen (nachhaltige Entwicklung). Das ist eine sozial-, genauer kulturwissenschaftliche Aufgabe der Wissenschaft. Die Aufgabe der Wissenschaft – besonders der Philosophie – ist es aber auch, einen gehaltvollen normativen Nachhaltigkeitsbegriff (substantivistisch und im Sinne einer „regulativen Idee“; ((1)) und ((21))) zu entwickeln, der in stärkerem Maße auf (intra- und intergenerationale) Gerechtigkeitskriterien zu beziehen ist, um eine inhaltliche Entleerung zu vermeiden. Einzelne Wissenschaftsbereiche – ich denke hier besonders an die Managementlehre – erweisen der Diskussion und auch der Praxis in der Tat einen Bärendienst, wenn sie in unreflektierter Weise dem Drei-Säulen-Modell folgen und das auch noch als (Wirtschafts-)Ethik bezeichnen (Meyer-Abich 2001; Beschorner *et al.* 2005, Kap. 1).

((5)) Peter Heintel und Larissa Krainer heben an verschiedenen Stellen ihres Beitrages die Relevanz der Ökonomie für moderne Gesellschaften und als für Gesellschaften kulturprägend hervor. Marken, Produkte, Communities werden z.B. von der Ökonomie erzeugt ((18)). Insgesamt zeigen sich die Autoren gegenüber der Ökonomie sehr skeptisch hinsichtlich einer nicht explizit formulierten Frage, nämlich: Kann die Ökonomie zur „Reflexion und mit ihr der ‚absolute Geist‘ zum Lebensstil der Zukunft“ ((39)) beitragen? Diese Frage erscheint mir, zum Ersten, hochgradig relevant, weil wir nicht nur beim Individuum (im Text von Heintel/ Krainer besonders Bildung, Verhaltensmuster, Gefühlsaufklärung) ansetzen sollten, sondern, simultan dazu, über Aspekte der Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung (u.a. in der Ökonomie) nachdenken müssen. Ich finde die positive Beantwortung dieser Frage bei aller Vorsicht, zum Zweiten, nicht aussichtslos, wenn man nicht eine neoklassische Perspektive auf die Ökonomie einnimmt, sondern die Wirtschaft kulturwissenschaftlich – und damit auch realistischer – betrachtet.

((6)) Die Ökonomie ist nicht nur wie bei Heintel/ Krainer „kulturbildend“ für andere gesellschaftliche Bereiche oder die Gesellschaft insgesamt ((18)), sondern die Ökonomie ist selbst zutiefst kulturell durchdrungen. Der Clou einer kulturellen Ökonomie, auf die die Autoren verweisen, ist nämlich nicht der, dass „die verkaufs- und gewinnorientierte Funktionalität der Wirtschaft nach allen möglichen Richtungen überschritten wird, soziale Ordnungsleistungen“ (nach außen) „mittransportiert werden“, sondern dass Kultur jenseits von homo oeconomicus und homo sociologicus und ganz im Sinne einer „Dialektik der Kultur“ ((5+6)) integrativer und notwendiger Bestandteil des Ökonomischen ist (dazu ausführlicher Beschorner *et al.* 2004). Dies lässt sich konkreter auf verschiedenen Analyseebenen (z.B. handlungs-, institutionen-, ordnungs- oder systemtheoretisch) und mit Bezug auf konkrete Fragestellungen (Konsum, Unternehmen, Regulierung, Arbeit, Geld, Marktwirtschaften etc.) durchdeklinieren, was an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden kann (vgl. dazu eingehender die Beiträge in: FUGO 2004 und Blümle *et al.* 2004).

((7)) Die Konsequenz des vorgeschlagenen kulturwissen-

schaftlichen Perspektivenwechsels ist die Überwindung einer weitverbreiteten Zwei-Welten-Sicht: eine funktionalistisch-technische (die Ökonomie) und eine kulturell-deutende (die Gesellschaft ohne Ökonomie). Es wird uns dann möglich, nicht nur (aber auch) über die Eigenlogik des ökonomischen Systems zu reden ((26)), sondern im Sinne Max Webers Theorie der Wertsphären auch Spannungen und Konflikte mit anderen gesellschaftlichen Subsystemen, wie der Politik, der Zivilgesellschaft, der Religion etc. zu untersuchen. Wir betrachten, um ein anderes Beispiel herauszugreifen, Globalisierung nicht nur als Verschärfung von Wettbewerbsbedingungen und reduzierten Einfluss von Nationalstaaten auf ökonomische Prozesse ((25)), sondern betrachten beispielsweise auch die zunehmende Relevanz von Kooperationsfähigkeiten von Unternehmen oder denken über neue, weiche Formen von Governance nach.

((8)) Peter Heintel und Larissa Krainer formulieren in ihrem Beitrag, dass „wir uns jetzt mit unserer Idee der Nachhaltigkeit (...) in einer ‚Übergangsgesellschaft‘, die ebenso neue Leitideen formuliert, die im Gefüge unseres derzeitigen Systems noch nicht materialisiert sind. Wie eine Gesellschaft konkret aussehen wird, in der Nachhaltigkeit durchgängig verankert ist, können wir heute zwar phantasieren, wissen können wir es nicht; zumal diese Durchgängigkeit nicht nur die derzeit dominanten nicht nachhaltigen Systeme in ihren Grundaxiomen betrifft, sondern unser ganzes Verhalten mit-erfassen müsste“ ((21)).

((9)) In dieser Hinsicht wäre es aus meiner Sicht äußerst reizvoll, intensiver darüber nachzudenken, welche Rolle ökonomischen Akteuren (Unternehmen und Konsumenten) zukommt, zukommen kann und zukommen sollte, einen nachhaltigen Beitrag in einer derartigen „Übergangsgesellschaft“ zu leisten – und zwar integrativ durch ihr Handeln im Wirtschaftssystem. Man kommt bei diesen und ähnlichen Fragen aus meiner Sicht nur wirklich weiter, wenn man sich den Fragestellungen kulturwissenschaftlich annähert und ökonomischen Imperialismus ebenso vermeidet wie diskursive Überforderungen.

Literatur

Beschorner, T./ Behrens, T./ Hoffmann, E./ Lindenthal, A./ Hage, M./ Thierfelder, B./ Siebenhüner, B. (2005): *Institutionalisierung von Nachhaltigkeit. Eine vergleichende Untersuchung der organisationalen Bedürfnisfelder Bauen & Wohnen, Mobilität und Information & Kommunikation*. Marburg.

Beschorner, T./ Fischer, D./ Pfriem, R./ Ulrich, G. (2004): *Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung – zur Heranführung*, in: FUGO Forschungsgruppe Unternehmen und gesellschaftliche Organisation, Universität Oldenburg (Hrsg.), *Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung*, Marburg, 9-64.

Blümle, G./ Goldschmidt, N./ Klump, R./ Schauenburg, B./ Senger, H. v. (Hrsg.) (2004): *Perspektiven einer kulturellen Ökonomik*, Münster.

FUGO – *Forschungsgruppe Unternehmen und gesellschaftliche Organisation* (Hrsg.) (2004): *Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Theorie der Unternehmung*, Marburg.

Meyer-Abich, K. M. (2001): *Nachhaltigkeit – ein kulturelles, bisher aber chancenloses Wirtschaftsziel*, in: *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik (zfwu)* 2(3), 291-310.

Adresse

Prof. Dr. Thomas Beschorner, Universität St.Gallen, Institut für Wirtschaftsethik, Tannenstraße 19, CH-9010 St. Gallen
Email: thomas.beschorner@unisg.ch